

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 162.

Freitag, 15. Juli

1927.

(2. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Curt Seibert.

Die Rivalin.

In den Räumen des Detektivbureaus „Das wahsame Auge“ war kein großer Andrang. Bert Alcolm wurde sofort vorgelassen.

„Sie wünschen, mein Herr?“ fragte ihn ein rundlicher, gar nicht sehr wachsam aussehender Mensch.

„Ich möchte Ihnen einen Auftrag geben. Vielleicht können Sie den Aufenthalt einer Dame . . .“

„Aber gewiß, selbstverständlich, wie ist der Name?“

„Margarete . . .“

„Nein, bitte Ihr Name?“

Bert nannte Namen und Adresse, die der Herr eifrigst notierte.

„So und nun den Namen der Dame und möglichst genaue Angaben über Geburtsdatum, Ort der Geburt, Eltern, Geschwister und was Sie sonst noch wissen.“

„Ich weiß eigentlich gar nichts“, sagte Bert betreten und machte ein sehr unglückliches Gesicht.

„Nun einiges werden Sie uns schon mitteilen können. Wie heißt die Gesuchte?“

„Margarete Hejermanns.“

„Nun, sehen Sie. Margarete ist doch schon etwas. Nicht alle Damen heißen Margarete. Und Hejermanns, ich bitte Sie, wer heißt heutzutage Hejermanns? Das ist ein ganz seltener Name. Wenn es Müller wäre, das wäre bedeutend schwieriger. Neulich war eine Dame hier, Damen haben ja oft sehr merkwürdige Einfälle, die gab uns das Rätsel auf, einen Herrn zu finden, der hieße Paul Müller und hatte während des Krieges an der Westfront gestanden. Mehr wußte sie nicht.“

„Was wünschen Sie sonst noch zu wissen?“ fragte Bert, der keine Lust hatte, sich hier stundenlang aufzuhalten.

„Wie alt ist die Dame?“

„Zweiundzwanzig.“

„Sehen Sie, auch ein Anhaltspunkt. Groß, klein, dick, dünn, schlank, blond, braun, hübsch, häßlich?“

„Sie ist mittelgroß, dunkelblond und sehr schön.“

„Sehr schön? Das sagen ja nun viele Herren von Damen, die sie suchen, wir aber müssen es genau wissen“, sagte der rundliche Herr und lächelte.

„Fräulein Hejermanns ist wirklich sehr schön“, erwiderte Bert.

Der rundliche Herr notierte alles aufs genaueste auf einen großen, dicken Karton, fragte noch nach der letzten Wohnung der Dame in der Stadt und wann sie fortgegangen sei. Ob er schon auf der Polizei nachgeforscht habe?

„Sie ist abgemeldet „auf Reisen“, ich habe nachgesehen“, sagte Alcolm und machte ein so betrübtes Gesicht, daß ihn der andere beruhigen zu müssen glaubte.

„Haben Sie keine Sorge, mein Herr, in wenigen Tagen werden wir Ihnen den Aufenthaltsort der Dame mitteilen können, wir haben schon schwierigere Fälle erledigt, einmal war eine Dame hier, die suchte einen Paul Müller, der mal an der Westfront . . .“

„Auf Wiedersehen“, rief Bert und verschwand schleunigst durch die Eingangstür.

Draußen wartete eine Dame auf ihn, es war dieselbe, die vor einigen Tagen Dr. Orion in dem Alten Museum getroffen hatte und die später mit Alcolm auf der Freitreppe erschienen war.

„Sie sind lange geblieben“, sagte sie schmolend, „was gab es denn so Wichtiges zu erledigen?“

Aber er gab keine Antwort und rief eine Droschke.

„Wohin fahren wir?“

„Nirgendshin“, rief sie, „wir fahren ein wenig durch den Wald und trinten draußen im Heideschloßchen Kaffee. Ist's Ihnen recht? Kutscher, fahren Sie ins Heideschloßchen, aber nicht gar so rasch“, fügte sie lachend hinzu.

Sie fuhren, und Alcolm verlor allmählich seine schlechte Laune, die seit einigen Tagen bei ihm anhielt. Dieses junge Mädchen, von dem er nur den Vornamen wußte, besaß eine Art, mit ihm umzugehen, die ihn oft ärgerte, aber noch öfter erheiterte, war von einer Unbekümmertheit, die ihm ganz unerklärlich schien bei einem Menschen, na, wie alt war sie wohl? Er schätzte sechsundzwanzig . . .

„Wissen Sie noch, wie wir uns kennenlernten?“ fragte sie lachend und schmiegte sich etwas an ihn, was er bei der Fahrt durch die belebten Straßen auf den Tod nicht leiden konnte.

Ja, er wußte noch, wie sie sich zum ersten Male getroffen hatten, an einem Bahnhof der Stadtbahn war es gewesen, wo er eine Karte lösen wollte, seinen Zehnmarkschein wechseln mochte und nun nach dem nötigen Kleingeld suchte. Aber er fand es nicht, es fehlten zehn Pfennige, und während er noch in allen Taschen kramte, kam eine Dame rasch an den Schalter, verlangte eine Karte zweiter Klasse irgendwohin, er wußte nur noch, daß es dieselbe Station war, wohin er wollte, bezahlte und ging . . . nicht, sondern sah ihn an, wie er suchte und den letzten Groschen nicht fand, lachte und bot ihm das fehlende Geldstück schließlich an. Er nahm es beglückt, versprach, beim Aussteigen zu wechseln, sie belamen mit Mühe noch ihren Zug und fuhren zusammen.

Er war froh, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem er ein paar Worte sprechen konnte, die sich nicht um die leidige Affäre Maffettin drehten, und so waren sie eigentlich zusammengeblieben, ohne daß vielleicht beide im Anfang diese Absicht gehabt haben mochten.

„Sie wissen noch gar nicht, wie ich heiße“, sagte sie, als sie in den Wald einbogen und der Wagen im tiefen Sande lautlos dahinglitt.

„Sie heißen Rita . . .“

„Und Sie meinen, das genügt?“

„Vielleicht“, lächelte er und wußte nicht, wie bald er ihren Namen erfahren mußte.

Der Nachmittag verlief harmonisch, doch ohne jede Zärtlichkeit, da Rita zu bewußt das Tempo forcieren wollte und dadurch auf einen unüberwindlichen Widerstand bei ihrem Partner stieß, den sie nicht recht begreifen und deshalb auch nicht so rasch zu brechen vermochte. Bert Alcolm aber kämpfte einen Kampf mit sich selbst und zum Teil auch gegen diese Frau, die ihn reizte und umstrickte und der er sich langsam verfallen fühlte, gegen

deren Herrschaft er sich sträubte, während er schon ein-
sah, daß er die Schlacht verlieren werde.

Zuerst war sie ihm eine Ablenkung gewesen, Be-
täubung seiner Gedanken, als ihn Grit verlassen hatte,
ohne daß er wußte, warum, und als ihm das Unglück
mit dem Diebstahl passierte. Rita hatte das Glück ge-
habt, gerade in diesem Augenblick auf der Bildfläche zu
erscheinen, und sie hatte das natürlich bald gemerkt und
ihr Benehmen danach eingestellt.

Rita aber war nicht nur eine sehr hübsche Person,
der die Männer auf der Straße nachblickten, sie war auch
eine kluge Frau, und als sie fühlte, daß ihm ein Erleb-
nis bedrückte, das unbedingt mit einer anderen Frau
zusammenhängen mußte, begann sie vorsichtig das Ge-
spräch darauf zu bringen. Und sie hatte recht, Bert war-
tete nur auf diesen Moment, um endlich einem Menschen
mal sein übervolles Herz ausschütten zu können. Und
noch etwas: er wollte von dieser Frau, ehe er sich ihr
näherete, bestätigt haben, daß sein Benehmen korrekt sei,
daß er ein Recht dazu habe, sich ihr zu nähern.

„Kommen Sie, wir gehen durch diesen Hohlweg“,
sagte Rita, „dort drüben ist das Waldschlößchen.“

Er zahlte die Droschke, und sie gingen langsam durch
den sommerlich funkelnden Wald, durch dessen Baum-
stämme und Äste, Blätter und Zweige die Sonne strahlte
und glikerte.

Im Waldschlößchen nahmen sie einen Tisch ganz
unten am See, wo an einem Steg kleine Motorboote an-
legten, und bestellten Kaffee, der in kleinen hübschen
Porzellanfännchen serviert wurde. Rita goß ihm ein,
fragte, ob er Sahne oder Zucker oder beides nahm, schob
ihm den ganzen Kuchenteller zu mit der Betonung, daß
sie zu die werde und täglich nur 1200 Kalorien zu sich
nehmen dürfe. Die aber seien bald erschöpft, und sie
habe noch das Abendessen vor sich.

Bert wunderte sich, wie geschickt sie die Hausfrau
spielte und dachte, eigentlich liegt ihr das sicher nicht, sie
tut es nur, weil sie weiß, daß es mir Freude macht. Dann
tranken sie, und er aß etwas, und sie schauten über den
See und sprachen lange kein Wort. Endlich sagte Rita
ganz nebenbei:

„Sie haben neulich Ärger gehabt, ich las davon.
Aber kein vernünftiger Mensch wird Sie deshalb scheel
ansehen. Warum sind Sie so traurig und so wenig er-
haben über derlei Dinge?“

„Ach, wenn es nur das wäre“, erwiderte er, und sie
hatte ihn bereits halb auf dem Wege, auf dem sie ihn
haben wollte.

Sie nahmen ein Ruderboot und ruderten ein wenig
über den kleinen See, der ganz von Tannen und Träuer-
weiden umspinnen war. In einer Bucht, in der die
Weiden von allen Seiten ihre langen Arme ins Wasser
streckten, hielten sie, Rita lag im Bug des Rahnes hin-
gestreckt und sah ihn an wie jemand, der auf etwas
wartet. Er hatte die Ruder ins Wasser gleiten lassen
und wartete, wie jemand, der aufgezogen werden muß,
um erst reden zu können.

„Wollten Sie mir nicht von Ihrem Kummer be-
richten? Vielleicht kann ich Ihnen helfen?“

„Nein, helfen können Sie nicht, aber Sie sollen mir
sagen, ob ich richtig gehandelt habe.“

„Gern. Und nun schießen Sie los.“

Bert schwieg.

„Wie hieß die Frau?“

„Sie hieß Grit“, sagte er langsam.

„Wo lernten Sie sich kennen?“

„Im Theater. Ich glaube, man gab „Die Wölfe“ von
Romain Rolland, jenes seltsame Stück, in dem keine
Frau vorkommt. Wir sprachen später darüber, richtig,
ja, das war sogar unser erster Gesprächsstoff. Ich ver-
liebte mich gleich in sie, mein Gott, wer mußte sich nicht
in diese reizende Frau verlieben? Alle taten es, viel
zu viele. Aber ich liebte sie am meisten.“

„Wissen Sie das so bestimmt?“

„Ja, das weiß ich. Wie ich, konnte sie niemand lieben,
und sie glaubte mir auch, das war das Schönste an ihr.
Sie glaubte mir vom ersten Tage an, und ich glaubte ihr
auch. Deshalb ist es mir auch so unverständlich, wes-
halb sie später . . .“

„Aber erzählen Sie doch der Reihe nach“, rief Rita.

„Der Reihe nach? Ja . . . Erst waren wir drei
Monate zusammen, Tag für Tag. Sobald der Dienst
mich freigab, widmete ich ihr jede Stunde, sie erwartete
mich dann am Nachmittag in der Nähe meines Büreaus
in einem Café, wo wir stets einige Minuten zusammen-
safen, dann bummelten wir durch die Stadt, gingen
abends ins Theater oder in einen guten Film oder in
die Oper. Wir standen vor Schaufenstern und machten
in Gedanken Einkäufe für die Zukunft, gründeten uns
ein Heim — in Gedanken natürlich . . .“

„Weshalb in Gedanken? Weshalb heirateten Sie
nicht?“

„Das verstehen Sie nicht. Natürlich wollten wir
heiraten, aber das geht doch nicht so schnell. Man hat
keine Wohnung oder muß einen hohen Baukostenzuschuß
bezahlen, wenn man nicht möbliert wohnen will.“

„Bei Ihrem Einkommen ließe sich das aber doch über-
winden“, warf Rita dazwischen.

„Selbstredend, und wir hatten uns ja auch bereits
mit einem Bauherrn in Verbindung gesetzt, der uns eine
Vierzimmerwohnung überlassen wollte, aber, wie gesagt,
das geht alles nicht so rasch, und dann, wir waren ja
erst drei Monate zusammen und noch nicht einmal öffent-
lich verlobt. Sie verlangte eine Probezeit . . .“

„Ach, und die haben Sie nicht bestanden?“ lachte sie.

„Grit verlangte die Probezeit auch für sich“, wich
Bert dieser Frage aus, „jedenfalls hatte sie keinen
Grund . . . Doch ich will alles der Reihe nach aufzählen.
Ich besaß damals einen Zweifitzer, den ich verkaufte,
weil er mir Unglück brachte, einen hübschen, hellblauen
Wagen, mit dem man kleinere Touren ganz bequem
machen konnte. Übers Wochenende machten wir oft
Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung, kochten
mittags im Walde irgendwo ab und saßen abends in
Dorfwirtshäusern. Es war wundervoll und sicher unsere
schönste Zeit. Und nur mein verfluchtes Pech mußte mir
diesen Streich spielen.“

(Fortsetzung folgt.)

Linksgehen!

Eine wahre Begebenheit von Magda Trott.

Ich hatte mir ein ganz einsam gelegenes Försterhaus
ausgesucht, um ein wenig Ruhe und Erholung zu haben. An
jedem Tage machte ich ausgedehnte Spaziergänge und fand
immer wieder neue Naturschönheiten. Die Försterfrau riet
mir allerdings, ich solle nicht zu weit gehen, ich könnte mich
verirren, außerdem gäbe es jetzt viele Landstreicher und
manch einer benutze den moosigen Boden zum Nachtlager.
Ich würde gewiß nicht angenehm berührt sein, wenn ich plöz-
lich solch einem Strolch gegenüberstände.

Ich lächelte zu dieser gutgemeinten Warnung, denn
Furcht kenne ich nicht, es ist mir auch noch nie etwas ge-
schehen. So fand mich jeder neue Tag im Wald, ich legte
mich sogar an besonders schönen Stellen nieder, um ein
kleines Schlößchen zu machen.

An einem prachtvollen Sonnenmorgen war ich wieder
unterwegs. Ich schritt rüstig aus und hatte mich auch schon
weit von der Försterei entfernt. Plötzlich vernehme ich
Stimmen. Da ich noch niemals einem Menschen im Walde
begegnet war, horchte ich auf. Als ich die Biegung hinter
mir hatte, erblickte ich plötzlich vor mir zwei Strolche, die es
sich hier bequem gemacht hatten. Sie sahen nicht gerade sehr
vertrauenerweckend aus. Das Schuhwerk war gänzlich zer-
rissen, Jacke und Beinkleider schmutzig, die Ballonmützen
saben schief und verwegen auf den Köpfen, kurzum, ein Ge-
fühl des Unbehagens stieg in mir auf, als ich mich plötzlich
den beiden Männern so allein gegenüber sah.

Ich sagte mein Handtäschchen fester und ging, ohne die
Strolche eines Blickes zu würdigen, weiter. Aber kaum war
ich etwa zwanzig Schritte gegangen, als mir einer der
Männer nachkam. Ich überlegte blitzschnell, ob ich nach links
einbiegen sollte, in einen schmalen Fußsteig, oder ob ich den
breiteren rechten Weg wählen könnte. Da ich auf dem
schmalen Weg ganz sicher niemand treffen würde, der mir zu
Hilfe eilte, wandte ich mich rechts.

„Halt“, rief der Strolch. „Gehen Sie links!“

Ich nahm meinen Mut zusammen, sah ihm ruhig ins
Gesicht und sagte:

„Ich habe die Absicht, rechts zu gehen. Warum ver-
bieten Sie mir den Weg?“

„Sie werden links gehen, Gnädigste!“

Ich war sprachlos. Der Strolch titulierte mich: Gnä-
digste. Eine Ermüdung schwebte mir auf den Lippen, aber

ich schwieg und ging tatsächlich links. Alle zehn Schritte sah ich mich um. Ich hatte plötzlich das Empfinden, als sei mein letztes Stündlein herangelommen. Die Strolche wiesen mir den Weg, der in mein Verderben führte. Wahrscheinlich lauerten hier im Hinterhalt noch andere Burschen, die mich in den nächsten zehn Minuten niederschlugen und mich ausraubten. Obgleich ich nur wenig Geld und gar keine Schmuckstücke bei mir hatte, würde man vor einem Überfall nicht zurückschrecken.

Ich war noch nicht weit gegangen, da vernahm ich plötzlich einen kessenden Aufschrei:

„Hilfe! Hilfe!“ Es war eine Frauenstimme, die ungefähr von jener Stelle herzukommen schien, an der ich die beiden Strolche gesehen.

Obwohl mir das Herz stürmisch klopfte, beschloß ich doch, der Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Ich machte kehrt und lief, so schnell mich meine Kräfte trugen, zurück. Ich sah, wie die beiden Strolche sich mit einer am Boden liegenden Dame an schafften machten, ich stürzte vor, da schrie mich jemand an: „Zurück!“

„Hilfe! Hilfe!“ rief auch ich nun aus Leibeskräften.

Ein Herr in grauem Straßenanzug sprang aus dem Gehäusch, kam direkt auf mich zu — da hob ich den Arm, haßte die Faust, ich wollte dem Frechen ins Gesicht schlagen — der wich behende zur Seite, die beiden Strolche sahen auf — einen Augenblick standen wir alle wie erstarrt.

Jetzt — würde man auch mich niederwerfen —

Der Herr im grauen Straßenanzug war der erste, der einen Laut von sich gab — ein leises Lachen.

„Verzeihen Sie. Sie brauchen nicht zu erschrecken, aber Sie sind uns gerade ins Operationsfeld gelaufen, meine Gnädigste. Wir machen eine Aufnahme.“

Zuerst verstand ich nicht recht. Als ich mich aber ein klein wenig aus meiner Erstarrung gelöst hatte, als ich die überfallene lustig lachend auf dem Boden sitzen sah, und nun auch den Mann mit dem Kurbelkasten erblickte, da wußte ich, daß man hier filmte, und nun wurde mir auch klar, warum man mich ersucht hatte, links zu gehen. Rechts gings der Raubanfall vor sich, bei dem, damit die Darstellung recht lebenswahr wurde, die überfallene einen so gräßlichen Schrei ausgestoßen hatte.

Zur Belohnung für den ausgestandenen Schreck durfte ich der Aufnahme beiwohnen, und wenn demnächst der Film: „Das Abenteuer der Dollarprinzessin“ über die Leinwand geht, sehe ich ihn mit an.

Der Talisman.

Von Maria Ibele.

Alles konnte Balthasar Bielefeld bei seiner Frau begreifen, nur den einrichtigen Aberglauben nicht. Wie sollte denn ein verrosteter Pfennig, den sie trummgebogen zwischen den Trambahnschienen gefunden hatte, ein besonderer Glücksbringer sein? Mit welchem Rechte denn? Und doch, Frau Mathilde Bielefeld bestand darauf, und auch Tante Mascha, ihre Schwester, unterstützte sie in dieser Ansicht mit der ganzen Verbundenheit einer Frau, die zu Hause stundenlang ohne Ansprache war. „Säße ich den Pfennig damals nicht aufgetaucht, dann wäre ich sicher bei dem Autoszusammenstoß an der Straßenkreuzung dabeigewesen“, erklärte Frau Bielefeld immer wieder. Es war die erste Wohltat ihres Glücksbringers. Längst hatte es Balthasar Bielefeld aufgegeben, zu widersprechen. Denn sein Widerspruch, der reizte doch nur zu endlosen Beweisen. Es war aber doch wirklich unglaublich, wie dumm die Weiber sind!

Wieder war ein Tag, an dem Tante Mascha bereits am Morgen anwesend war. Ihre Stimme zwitscherte draußen im Gange herum und ihre Anweisungen, daß die „Bess“-Süßbonbons schnullen sollte, und vor dem Weggehen unbedingt noch ein rohes Ei austrinken müsse, drangen bis zu Balthasar ins Zimmer herein. Es war heute wirklich zum Verriätwerden in diesem Haus! Die Nähmaschine, die ratterte, daß man sein eigenes Wort bald nicht mehr verstehen konnte, die ganze Wohnung roch nach frischgebranntem Haar; es wurde gelacht und geschluchzt. Und das alles warum...? Weil die Tochter zum erstenmal in einem Schülerkonzert auftreten durfte. Bielefeld sah gar keine Notwendigkeit für diese Nervenstrapaze. Denn es war eine Nervenstrapaze. Sein Mädel war ja ganz schmal geworden und lag, um sich und ihre Stimme zu schonen, seit zwei Tagen im Bett und deutete nur, anstatt zu sprechen, und lutschte Cufaloptus. Und wiederum: Wozu? Die Bess brachte doch keinen Beruf zu ergreifen. Er hoffte nur, daß sie eines Tages selber vernünftig würde und heirate und Kinder kriege. Das wäre doch viel natürlicher und gescheiter, als sich mit Agenten herumzubaalen und Freibillettenleuten ins Parkett hinunter etwas vorzusingen.

Wenn nur die gute Mathilde und die verfluchte Tante Mascha mit ihrem Ehrgeiz nicht wären!

Vorsichtig, auf den Beinen, flüchtete Bielefeld aus dem Hause. Er fürchtete, sonst auch noch von ihrer Unruhe und Nervosität erfaßt zu werden. Wieviel lieber wäre ihm die Verlobungsanzeige der Bess gewesen als die Einladung ihrer Gesangsmeisterin, Fräulein von Harden!

Aber trotzdem, vor allen Plätzen, die den Namen „Bessie Bielefeld“ verkündeten, blieb Balthasar mit glückselig schwellendem Vaterherzen stehen. Er fand, daß sich der Name schon sehr gut ausnahm.

Kurz vor der Abfahrt zum Konzerte kehrte Bielefeld heim. Die Bess stand bereits in süßem Alatast und in lieblichster Lockenfülle. Für zwei Frauen war sie der Mittelpunkt der Welt.

„Du kannst ganz ruhig sein; ich habe meinen Talisman im Seidenbeutel“, flüsterte Frau Bielefeld ihrer Tochter im Auto zu. Zu gerne hätte sie ihn ihr auf das Podium mitgegeben, wenn Tante Mascha zu Hause nicht so sehr widersprochen hätte. Wie sagte doch Tante Mascha? „Der Talisman, der der Mutter Glück bringt, bringt es selbstverständlich auch der Tochter durch die Mutter.“

Bessie Bielefeld betrat als letzte das Künstlerzimmer, ihre Kollegen und Kolleginnen sahen fröstelnd und verlegen und in Bange. Fräulein von Harden, mit der Stimmgabel und in schillernder Robe, sah wie ein silberiger Fisch von einem zum andern.

Vater Bielefeld hatte sich unterdessen im Saale in die erste Reihe deforiert. Seine weißen Handschuhe, die durch die Benzinwäse zu eng geworden waren, quälten ihn. Auch war er den neuen, hohen Stehtragen nicht gewöhnt. Wachsendes Unbehagen umschlich Balthasar: Wenn Bess die Stimme verlor? Oder wenn das Mädel vor Lampenflieber gar ohnmächtig würde...? Es war unausdenkbar, wo doch so viele Bekannte anwesend waren, all ihre Freundinnen, die sich doch alle so sehr darüber freuen würden.

Während des letzten Gongschlages klinkten Frau Mathilde Bielefeld und Tante Mascha aus dem Künstlerzimmer in den Saal hinein und nahmen neben Balthasar Platz. Bald darauf zitterten zitternde Stimmen durch den Raum, hineingehaucht von zitternden Sängern. „Wenn die Bess am Ende gar umwirft, überhaupt keinen Ton findet...? fragte sich Bielefeld.“

„Ja! .. du .. den Talisman .. bei dir, Mathilde?“ stotterte der alte verängstigte Balthasar und fühlte sich schlicht erleichtert, als seine Frau Mathilde nickte.

„Bessie Bielefeld!“ wurde verkündet. Drei in der ersten Reihe sahen nun aufrecht, ohne Stütze der Stuhllehne, ohne Atem, ohne Niederschlag, die Daumen in die geschlossene Faust gezwängt.

Ohne Scheu, schneidig betrat die Bess das Podium. Ganz resolut sang sie. Ja, sie lächelte sogar, machte kein so todernstes Gesicht wie die anderen alle. Für drei Menschen war die da oben der Mittelpunkt des Weltalls. Die Bess bekam den meisten Applaus und mußte sogar etwas dreinreden.

Begeistert stürzten Tante Mascha und Frau Mathilde in das Künstlerzimmer. Auch der Vater Bielefeld folgte, aber gemäßigten Schrittes. Er sammelte noch die Gratulationen der Bekannten und Freunde ein.

„Wie ruhig und sicher sie aufgetreten ist!“ schwärmte Tante Mascha, als sie den Schwager kommen sah.

„Deine Stimme hat so gar nicht gezittert wie die der anderen“, flüsterte Bielefeld wegen der Umgebung leise seiner Tochter zu.

„Und daß es so gegangen ist, verdanken wir nur meinem treuen Talisman“, erklärte überfellig und voll Dank Frau Mathilde und suchte mit kramenden Fingern in dem Seidenbeutel nach dem verrosteten, trummen Pfennigstück.

Plötzlich langten ihre Finger durch eine aufgeplante Naht, durch die Naht, durch die der Talisman hinausgerutscht war mitsamt dem Geldbeutel — längst vor dem Konzertbeginne.

Wandel.

Zingerissen vom Taumel der Freude schwelget die Jugend Sieht nur im Strahlengewand um sich die lachende Welt, Frohsinn erfüllt noch das Herz, nicht mahnen es ernstere Pflichten

Und ein heit'res Gemüt hält von ihm Traurigkeit fern Doch nur zu bald entschwinden für uns die glücklichen Jahre

Und mit eisernem Griff klammern die Sorgen sich an, Nun erseht den heiteren Scherz der Ernst des Berufes Fern von den Freuden der Welt wandeln wir still unser'n Pfad. G. D. M.

* **Wilhelm Speyer: „Charlott etwas verrückt“**, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Eine Frau aus dem Berlin von heute — 20 Jahre alt, hübsch, von aristokratischer Unrast, gepflegt, verwöhnt, von den Männern angebetet und trotzdem bei den Frauen beliebt, zu allem hinreichend verrückt — das ist Charlott. Sie lebt in einem Kreis, der ihr gemäß ist: lauter kluge, elegante, tätige Menschen mit einem harmlos kleinen Spärring. Nun gibt es in Charlotts Leben ein Testament, das ihr eine märchenhafte Summe zuspricht, aber erst in ein paar Jahren — und wie könnte Charlott in ihrem 130-Kilometer-Tempo warten! So stürzt sie sich begeistert in den Kampf, ein kleiner Napoleon mit Vivantstift und Buderose, erfindet die amüsantesten Listen und Streiche, die ihr natürlich alles nichts nützen, hätte sie nicht als letzte entscheidende Waffe den unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit. Das ganze Buch ist geistvoll, prickelnd, übermütig und amüsant.

* **Caro Brachvogel: „Die Schauspielerin“**. Engelhorns Romanbibliothek, Band 1009. (J. Engelhorn Nachf., Stuttgart.) Keine landläufige Theatergeschichte mit dem bekannten und beliebten „Bild hinter die Kulissen“; der Roman behandelt ein tiefes Problem der Künstlerseele, zeigt zwei Schauspielerinnen-Typen, von denen die eine ganz Eingebung, die andere ganz „Nervenzündler“ ist. Zu beiden tritt ein Mann in Beziehung, der alles befiht, was das Schicksal einem Menschen gewähren kann, dem aber die Natur das Höchste verweigert hat: Schöpferkraft. Weil er nicht erschaffen kann, will er wenigstens zerstören, und zerstört so die eine, während die andere nach einer übermäßigen Erschütterung zu ihrem Gatten und ihrer eigenen Kunst zurückkehrt.

* **John Galsworthy: „Der silberne Löffel“**, Roman. Autorisierte Übersetzung von Leon Schalit. (Paul Hölman, Verlag, G. m. b. H., Wien IV.) Das neue Werk Galsworthys, des Dichters der „Forsyte Saga“ und des „Reichen Affen“, betitelt „Der silberne Löffel“, ist eine weitere Epoche in der Geschichte der Forsytes, ein umfassende und souveräne Schilderung der Gesellschaft von heute, die sich „vorurteilsfrei“ genug dünkt, das Leben als einen Tanz anzusehen, den man zu Ende tanzen muß, die übermodernen zu sein glaubt, im Grunde aber völlig bankrott ist. Zwei faszinierende Frauengestalten stehen im Vordergrund: Fleur Mont und Marjorie Ferrar, Vertreterinnen dieser eifrigen und gnuksüchtigen Gesellschaft. Fleur, die Tochter des alten Soames Forsyte, ist mit dem „silbernen Löffel“ im Mund geboren, ein verwöhnter Snob, der ganz im gesellschaftlichen Klatsch aufgeht. Marjorie Ferrar, ihre Rivalin um den Vorrang in der Gesellschaft, ist ein hemmungslos ihren Launen sich hingebendes Geschöpf. Der Kampf dieser beiden Frauen, der Ehrenbeleidigungsprozeß, den sie gegeneinander führen (eine hat die andere das genannt, was sie beide sind: Snobs), gehört zum Amüsantesten und Überlegensten, was Galsworthy geschrieben hat.

* **Somerzet Maugham: „Der Besessene“**, Roman. (E. P. Thal & Co., Verlag, Wien.) Der Autor von „Victoria“, „Kreis“ und „Regen“ ist uns als Verfasser von Romanen großen Tiefanges noch unbekannt. In diesem von R. Copping übersetzten Roman, dessen englischer Titel „The Moon and Sixpence“ lautet, schildert er die Schicksale eines Mannes, der seinen bürgerlichen Beruf beiseite wirft, Maler wird und nach wildem Leben auf Tahiti stirbt. Diese Geschichte, die dem leidenschaftlichen Leben des großen französischen Malers Paul Gauguin gleicht, ist abenteuerlich, mitreißend und erschütternd.

* **„Das Hofbräuhaus“** von A. Roessler. (Verlag Braun & Schneider, München.) Wenn wir vom Münchener Hofbräuhaus reden, nimmt unser Gesicht jenen zufriedenen, fröhlichen Ausdruck an, gerade so wie damals, als wir dort waren und andächtig den Maßtrug an die Lippen führten; die Erinnerung bleibt lebendig, ganz langsam bläht sie ab. Da kommt nun Meister Roessler, der bekannte Maler und Zeichner der „Fliegenden Blätter“, und hilft nach. Die Gaststätten, die charakteristischen Typen und Menschengruppen hat er in einer Reihe farbenfroher Bilder voll Echtheit und Humor festgebannt, damit sie jeder mit nachhause nehmen und sich wieder ins Gedächtnis rufen kann.

* **Die Philosophie des Grafen Kesslerling**. Von Lic. Dr. Heinrich Adolph, Privatdozent an der Universität Gießen. (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.) Graf Kesslerling hat das Ohr weiter Kreise.

Männer aller Berufsschichten, gerade auch der modernsten und „realistischen“, Politiker, Kaufleute, Industrielle, suchen in seiner Weisheitslehre nach einer tieferen Begründung ihres Tuns, nach dem tragenden Sinn und der letzten Bedeutung des Lebens, in dem sie stehen und dessen wilde Melodie ihr Ohr verwirrt. Die Grundzüge seiner Philosophie aufzuzeigen, in ihrem organischen Zusammenhang darzustellen und kritisch zu würdigen ist die Aufgabe des Adolphschen Buches. Es will zur Klärung der vielumstrittenen „Weisheitslehre“ beitragen und eine objektive Stellungnahme zum Geisteswerk des Grafen Kesslerling ermöglichen helfen.

* **„Schlachten des Weltkrieges“**. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben im Auftrage des Reichsarchivs. (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Band 17: „Loretto“, dargestellt von Werner Beumelburg, auf Grund einer historischen Studie von Wolfgang Fürstner, künstlerische Ausstattung von Albert Reich. Die fesselnde Schilderung des Wertes dürfte schon deswegen allgemein interessieren, weil kaum ein anderer Kampfsplatz im Weltkriege so heiß umstritten war, wie die Lorettohöhe. Auch Band 18 der Sammlung „Argonnen“, Bearbeiter Major a. D. Ernst Schmidt, wird bei den noch lebenden Kämpfern dieses urwaldähnlichen Baisfaktors Erinnerungen wecken. Haben doch die Argonnenruppen jeden Fußbreit Boden mit ihrem Blute getränkt und im Angriffs- und Stellungskriege mit oft nur schwachen Kräften das menschlich mögliche geleistet. Die Darstellung der Ereignisse ist wieder sehr fesselnd und interessant.

* **„Jahrhundertfestchrift der Gothaer Lebensversicherungsbank A. G.“**. Die im Jahre 1827 von dem Gothaer Kaufmann Ernst Wilhelm Arnoldi errichtete älteste deutsche Lebensversicherungsgesellschaft, die Gothaer Lebensversicherungsbank A. G., beging am 9. Juli d. J. die Feier ihres 100jährigen Bestehens. Aus diesem Anlaß hat sie im Verlage der Engelhard-Königlichen Hofbuchdruckerei in Gotha eine der Bedeutung des Ereignisses würdige, 180 Seiten und viele Bilder umfassende Festchrift herausgegeben. Das Werk gibt in der gebotenen Kürze einen fesselnden Überblick über die Bankgeschichte und bringt am Schluß außer biographischen Mitteilungen über den Gründer der Anstalt noch Abbildungen von Arnoldi und den hervorragenden früheren, den derzeitigen leitenden Personen der Anstalt sowie Bilder der früheren und jetzigen Arbeitsstätten der Bank und der von dieser in neuerer Zeit in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches erworbenen Gebäude. Die Schrift bietet mit ihrem reichhaltigen Inhalt einen wichtigen Beitrag zur Gesamtgeschichte der deutschen Lebensversicherung.

* **„Zur Reform der Anleihe-Ablösung“** von Prof. Dr. Max Apt, vorm. 1. Syndikus der Ältesten der Kaufmannschaft und Kurator der Handelshochschule. (Karl Heymann, Verlag, Berlin.) Die Broschüre behandelt in ausgearbeiteter Weise die gesamte Anleihefrage. Sie weist, gestützt auf authentisches Material, auf die zahlreichen Äußerungen von Abgeordneten und amtlichen Stellen über die Behandlung von Reichsanleihen hin. Ferner wird die Rechtslage, wie sie durch das Ablösungsgesetz geschaffen wurde, näher beleuchtet.

* **„Die preussische Gewerbesteuer 1927“**, enthaltend das Gesetz über die Regelung der Gewerbesteuer für das Rechnungsjahr 1927 vom 8. März 1927 sowie die sonstigen gegenwärtig gültigen Bestimmungen des preussischen Gewerbesteuerrechts, insbesondere die Gewerbesteuerverordnung in der Fassung vom 15. März 1927, unter Berücksichtigung der bisher gültigen Vorschriften, mit Einleitung, Erläuterungen, Anhang und Sachregister von Obermagistratsrat Dr. Rohde, Berlin-Zehlendorf. Zweite Auflage. (Industrieverlag Spaeth & Linde, Berlin W. 10.) Die Darstellung ist durchweg allgemeinverständlich gehalten. Das Werk wird sowohl dem Beamten, der mit der Gewerbesteuer zu tun hat, wie auch dem Steuerpflichtigen, der von ihr betroffen wird, wertvolle Dienste leisten.

* **„Wegweiser des guten Tons“**. Die im In- und Auslande geltenden Gesetze für taktvolles Verhalten — gute Manieren — Tischmanieren — Tischdecken — korrekte Kleidung — anständige Gewohnheiten im öffentlichen, gesellschaftlichen und privaten Leben nebst Anhang über Servieren usw. von Criticus. (Berlin W. 35, Hugo Steinlt, Verlag.) Das Buch lehrt in kürzester, eindringlichster Fassung die Lebensformen, die der zivilisierte Mensch kennen, beachten und beherrschen muß, die ihn angenehm erscheinen lassen und die ihm ein sicheres, korrektes Auftreten in allen Gesellschaftskreisen des In- und Auslandes verleihen.